

Richard C.
Schneider
Alltag im
Ausnahme-
zustand

Richard C.
Schneider

Alltag im
Ausnahme-
zustand

Mein Blick
auf Israel

Deutsche Verlags-Anstalt

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

1. Auflage

Copyright © 2018 Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Straße 28,

81 673 München

Alles Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagmotiv: Autorenfoto von Thomas Dashuber

Typografie und Satz: DVA / Andrea Mogwitz

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04329-0

www.dva.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

For A.

The One, The Chestnut Woman

Inhalt

Vorwort	9
Einführung	
1948–2018. Siebzig Jahre und kein Ende in Sicht	19
I – Wie sind Israelis	41
1 – Angst ist immer mit dabei	41
2 – Das erste Trauma: die Shoah	51
3 – Das zweite Trauma: die Kriege	68
4 – Arroganz und Überheblichkeit, oder wie aus einem entrechteten Volk ein mächtiges Volk wurde	83
II – Trennungslinien	101
1 – Das säkulare Tel Aviv gegen das orthodoxe Jerusalem	101
2 – Aschkenasim gegen Sephardim	125
3 – Steinzeit gegen Start-up	142
III – Das Prinzip Bibi	153
1 – Alle sind gegen uns	153
2 – Iran, Iran, Iran	168
3 – Das Ende der Zwei-Staaten-Lösung, oder wie Netanyahu die USA zum Narren hält	180
IV – Frieden? Welcher Frieden?	197
1 – Der unsichtbare Palästinenser	197
2 – Kann man die besetzten Gebiete zurückgeben?	212

V – Der ewige Antisemitismus oder die raison d'être Israels	233
1 – Antizionismus und Israelkritik	233
2 – Europa – der antisemitische Kontinent	258
VI – Kann man als Jude überhaupt objektiv über Israel berichten? Ein sehr deutsches Problem	279

Vorwort

Als ich das Manuskript zu diesem Buch zu schreiben begann, war ich nach einem kurzen Intermezzo in Italien gerade wieder dabei, in den Nahen Osten zurückzukehren. Nach über zehn Jahren, die ich als Korrespondent und als Studioleiter der ARD in Tel Aviv verbrachte, waren meine knapp anderthalb Jahre in Rom, neben meiner Arbeit dort, auch eine Zeit der Reflexion über den Nahen Osten, aber fast mehr noch über Europa. Als Europäer so lange außerhalb des eigenen Kontinents zu leben, war gerade in diesen Zeiten eine interessante Erfahrung. Besonders in der israelischen Mittelmeermetropole. Tel Aviv ist nach dem Silicon Valley der zweitwichtigste Hightech-Hub der Welt. Hier wird die Zukunft programmiert und gestaltet. Und die Welt kommt nach Israel, um Geschäfte zu machen: nicht nur Europa und die USA, sondern auch China, Indien, Afrika. Schnell hat man den Eindruck, dass Europa drauf und dran ist, den Anschluss an die Entwicklungen zu verlieren, die mit unglaublicher Geschwindigkeit überall stattfinden, nur eben kaum in Europa. Dieser Eindruck verstärkt sich besonders, wenn man in Italien lebt, diesem Sehnsuchtsland der Deutschen, das aber nicht in der Lage ist, sich fundamental zu reformieren, um wirtschaftlich überleben zu können. Und man begreift erst außerhalb Europas, dass der europäische Ethnozentrismus nicht mehr funktioniert, um mit der Welt von heute und morgen umzugehen, dass Tradition und Kultur, alte Kultur, kaum noch ausreichen, um die Zukunft zu gestalten.

Aus der Ferne wirkt Europa mitunter wie ein Museum. Ein wunderschönes, eines, das ich über alles liebe, immer lieben werde, zu dem ich gehöre, von dem ich ein Teil bin und sein möchte

und immer bleiben werde. Aber Europa wirkt auf mich zuweilen, als ob es sich darauf ausruhe, der Welt eine Kultur geschenkt zu haben, die über Jahrhunderte alles dominierte, von der wir auch in Zukunft noch zehren werden, eine Kultur, die wir auch heute noch brauchen und von der wir nur hoffen können, dass sie sich auch in Zukunft weiterentwickeln kann, Neues im Bereich Literatur, Musik, Theater und Malerei hervorbringen wird. Was besonders wichtig wäre: eine neue Philosophie der Staatskunst, der Bewahrung von Demokratie, Liberalismus und Freiheit in Zeiten der Not und des Terrorismus und der digitalen Revolution. Wir bräuchten dringend neue ethisch verantwortliche Ansätze zur Lösung unserer globalen Probleme. Und wer, wenn nicht Europa, könnte sie liefern? Die USA? Russland? China?

Aber nichtsdestotrotz habe ich das Gefühl, dass ausgerechnet Israel – und insbesondere Tel Aviv – für den Augenblick ein idealer Standort ist, um die Zukunft zu erleben – und die Gefahren für die Zukunft. Israel ist eine Art »Versuchslabor« für die westliche Welt. Das Leben hier ist intensiver, schneller, hektischer, bedrohter von innen und von außen als irgendwo sonst im Westen. Die Fragen, mit denen Israel seit Jahrzehnten umzugehen hat, erreichen inzwischen auch Europa und Deutschland. Wie geht man mit Terror um? Wie bekämpft man ihn wirkungsvoll, ohne die Persönlichkeitsrechte allzu sehr einzuschränken? Wie geht man mit Fundamentalismus um, dem von außen und dem von innen? Wo sind die feinen Linien, die nicht überschritten werden dürfen, wenn man nicht in ein reaktionäres, totalitäres Regime abgleiten will? Wie schafft man es, eine multiethnische Gesellschaft zusammenzuhalten, wie bewältigt man den wirtschaftlichen Aufschwung unter schwierigsten Bedingungen? Wie geht man mit Rassismus um? Mich fasziniert Israel, weil man hier ganz intensiv mitverfolgen kann, welche Fehler gemacht werden, aber auch, welche Lösungen man findet. Wo die Regierung und die Gesellschaft versagen, wo sie neue, kreative Antworten auf Herausforderungen finden.

Das Leben in Israel ist härter und brutaler als in vielen Teilen Europas, aber auch spannender und intensiver, selbst wenn man jeden Tag über die Realität des Alltags verzweifeln möchte und politische Entwicklungen beobachtet, die einem angst und bange machen.

Anfang Dezember 2017 hielt US-Präsident Trump eine Rede, die Gegebenheiten und Gewissheiten im palästinensisch-israelischen Konflikt auf den Kopf stellte. Er erkannte Jerusalem offiziell als Hauptstadt Israels an und versprach, die US-amerikanische Botschaft endgültig von Tel Aviv nach Jerusalem zu verlegen. Wörtlich sagte er:

»After more than two decades of waivers, we are no closer to a lasting peace agreement between Israel and the Palestinians. It would be folly to assume that repeating the exact same formula would now produce a different or better result. Therefore, I have determined that it is time to officially recognize Jerusalem as the capital of Israel.«

Die Tatsache, so Trump, dass mehr als zwei Jahrzehnte amerikanische US-Präsidenten immer wieder den Umzug der Botschaft nach Jerusalem verschoben, habe nichts gebracht, man sei dem Frieden keinen Schritt nähergekommen. Er wolle das nun ändern. Und so fügte er an:

»I've judged this course of action to be in the best interests of the United States of America and the pursuit of peace between Israel and the Palestinians. This is a long overdue step to advance the peace process and to work towards a lasting agreement.«

Nun, dass seine Entscheidung den Frieden eher möglich macht, mag glauben wer will. Die Reaktionen der Palästinenser waren dementsprechend. Die palästinensische Führung, sowohl die Autonomiebehörde von Präsident Abbas als auch die Hamas und alle andere Fraktionen, waren wütend, entsetzt, voller Zorn und Hass. Für sie hat sich der amerikanische Präsident endgültig als Zionistenfreund geoutet. Die USA seien kein ehrlicher Makler mehr. Natürlich kam es zu Protesten und gewalttätigen Unruhen

in den darauffolgenden Tagen. Es waren die üblichen Bilder, die die Nachrichtenagenturen aus Jerusalem und den besetzten Gebieten zeigten. Menschen starben bei diesen Auseinandersetzungen. Aber die Unruhen wurden bald schon wieder im Keim erstickt und eine Dritte Intifada, wie manche Kommentatoren behaupteten, brach nicht aus. Dazu scheint den Palästinensern im Augenblick die Kraft zu fehlen, beziehungsweise wissen viele, die die Zweite Intifada erlebt hatten, dass sie am Ende den höheren Preis zahlen würden als die Israelis.

Trumps Anerkennung Jerusalems als Israels Hauptstadt ist eigentlich nichts Besonderes. Präsident Obama hat dies in einer Rede getan, George W. Bush ebenso und andere Präsidenten auch. Das wirklich Neue und Verstörende für die palästinensische Seite ist, dass die USA nun tatsächlich ihre Botschaft nach Jerusalem verlegen wollen. Bei seinem Besuch in Jerusalem Ende Januar 2018, erklärte Vizepräsident Mike Pence, die Botschaft werde bereits 2019 umziehen und nicht, wie viele glaubten, erst in vier Jahren oder überhaupt nie. Die israelische Rechte jubelt. Sie fühlt sich am Ziel, fühlt sich im Recht, hat endlich die Unterstützung, die ihr der liberale Vorgänger Trumps versagt hatte. Man will nun eine Straßenbahnhaltestelle, die in der Nähe der Klagemauer gebaut wird, »Donald-Trump-Haltestelle« nennen, zu Ehren des Präsidenten, der für immer im Herzen des jüdischen Volkes wohnen werde, wie Premier Benyamin Netanyahu dies so oder ähnlich immer wieder betonte. Doch ist diese Ankündigung Trumps für Israel nicht ein Danaergeschenk? Wird Trumps Politik im Nahen Osten nicht nur weiter die extremistischen Kräfte auf beiden Seiten stärken? Werden nun israelische Politiker wie Ayelet Shaked oder Lieberman oder Smotrich und andere nicht versuchen, die Annektierung von mindestens 60 Prozent des Westjordanlands voranzutreiben, solange dieser Präsident noch im Amt ist?

Für die Palästinenser ist die aktuelle Lage eine Katastrophe. Sie haben – zumindest für den Augenblick – verloren. Mit den USA

wolle man nichts mehr zu tun haben, umso weniger als Präsident Trump wenige Wochen nach seiner Jerusalem-Ankündigung auch noch erklärte, man werde der UNRWA, der UN-Hilfsorganisation für die palästinensischen Flüchtlinge, die Hälfte der jährlichen Zuwendungen nicht mehr überweisen, immerhin über 60 Millionen US-Dollar. Trump machte auch klar, dass mehr Geld erst dann wieder fließen werde, wenn die Palästinenser an den Verhandlungstisch zurückkehren. Doch danach schaut es wahrlich nicht aus. Präsident Abbas versucht die Europäer als Vermittler und Unterstützer an Stelle der USA zu gewinnen, er will sich nun endgültig an den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag wenden, um Israel wegen Kriegsverbrechen und anderen Dingen anzuklagen. Ob das wirklich geschehen wird, ist im Augenblick noch nicht abzusehen. Nach Verhandlungsbereitschaft klingt das nicht.

Und schließlich und endlich hielt der 82-jährige Abbas im Januar 2018 eine zweieinhalbstündige Wutrede, die der israelischen Rechten endgültig »bewies«, dass sie schon immer mit ihrer Einschätzung der Person Abbas recht hatte. Abbas brannte verbal nicht nur alle Brücken nach Washington nieder, er machte die gesamte europäische Geschichte für die Existenz Israels verantwortlich, und entwickelte eine haarsträubende Verschwörungstheorie, die dümmer und absurder nicht sein konnte. Er machte von Oliver Cromwell über Napoleon bis zu Winston Churchill alle Europäer verantwortlich für die Entstehung Israels. Man habe die holländische Marine, die die größte der Welt sei, gebeten, die Juden nach Palästina zu bringen. In diesem Stil ging es immer weiter. Und ja, Abbas erklärte auch, die Juden hätten keinerlei historischen oder religiösen Bindungen an dieses und mit diesem Land. Und schließlich griff Abbas auch noch auf antisemitische Klischees zurück, indem er zum Beispiel behauptete, Israelis würden die palästinensische Jugend mit Drogen fertigmachen. Es ist nicht das erste Mal, dass sich der »moderate« Abbas, wie er von der israelischen Linken und in Europa genannt wird, antisemitischer

Klischees bedient. In einer Rede vor dem EU-Parlament in Brüssel im Jahr 2016, hatte Abbas erklärt, israelische Rabbiner hätten ihre Regierung aufgefordert, das Wasser zu vergiften, um Palästinenser zu töten. Am Ende der Rede gab es *standing ovations* der europäischen Parlamentarier, der damalige Präsident des EU-Parlaments, Martin Schulz, erklärte auf Twitter, dies sei eine »inspirierende« Rede gewesen. Nicht nur, dass Abbas sich mittelalterliche Brunnenvergiftungstheorien aneignete: Man konnte nachweisen, dass nichts von dem, was er behauptet hatte, stimmte.

Der Frust, den Palästinenserpräsident Abbas aufgrund der Politik Donald Trumps hat, ist verständlich. Washington scheint sich nicht mehr um die Palästinenser und ihre Anliegen zu kümmern, die arabische Welt übrigens auch nicht. Aber Verschwörungstheorien und Antisemitismus als Waffen im Kampf gegen die USA und Israel? Wie gesagt, die israelische Rechte fühlt sich als Sieger. Man habe es doch immer gewusst, dass der »nette Herr Abbas«, in Wirklichkeit ein Antisemit sei, dass er Israels Existenzrecht nicht anerkenne. Am Ende seiner Tage kehre Abbas wieder zu seinen Anfängen zurück, schließlich habe er in seiner Dissertation den Holocaust relativiert. Tatsächlich hatte Abbas in seiner Doktorarbeit angezweifelt, dass sechs Millionen Juden im Holocaust ermordet wurden. Er erklärte, dies könne auch schlicht eine zionistische Übertreibung gewesen sein. Zwar hat sich Abbas später von dieser »Theorie« distanziert, doch nun scheint er auf seine alten Tage tatsächlich wieder da anzuknüpfen, wo er angefangen hat. Soviel ist nun klar: Mit diesem Mann kann man keinen Frieden machen. Mit der Hamas auch nicht. Und wer auf Abbas folgen wird, das weiß niemand. Auf der »Habenseite« von Abbas steht allerdings seine Ablehnung von Terror gegen Israel. Ob dies in der Nach-Abbas-Ära so bleiben wird, ist fraglich. Im Augenblick aber kann die Siedlungspolitik Israels ungestört weitergehen.

Die Zeichen der Zeit stehen also auf Sturm. Und sollte Trump auch nur eine Sekunde ernsthaft geglaubt haben, seine Ankündi-

gung könne etwas verbessern an den Beziehungen zwischen Israel und den Palästinensern, so müsste er inzwischen begriffen haben, dass er das genaue Gegenteil erreicht hat. Er zündelte. Und den Preis werden andere bezahlen. Man möchte sich die Haare rauhen angesichts der letzten Entwicklungen und weiß doch gleichzeitig, dass es noch schlimmer kommen könnte, vielleicht sogar wird. Optimismus ist in diesen Zeiten Mangelware in Nahost.

Ich begann das Manuskript zu diesem Buch in Europa, schrieb in den vergangenen Monaten in Italien, in der Schweiz, um es schließlich in Israel zu Ende zu schreiben. Und ich merkte, wie sich zweimal mein Fokus auf das Land und mein Thema veränderte, der Blick von innen, dann von außen und wieder von innen. So springe ich wie ein »teilnehmender Beobachter« ständig hin und her in meinem Blick auf das Land, das mich seit meiner frühesten Kindheit mehr als alle anderen beschäftigt, mit Ausnahme von Deutschland und Frankreich, der kulturellen Heimat meiner frühen Jahre.

Das Buch entstand in einer persönlich anstrengenden Lebensphase. Das Schreiben war mir ein Anker, um fast meditativ immer wieder zum Eigentlichen zurückzukehren. Zum Erzählen über ein Land, das mich fasziniert. Viele Menschen halfen mir dabei, dass dieses Buch zustande kommen konnte, und ich bin ihnen zutiefst dankbar. Einige halfen mir mit inhaltlichem Rat, andere ermöglichten es mir in Zeiten des Umzugs, einfach irgendwo zu sein, um in Ruhe arbeiten zu können.

Zuallererst muss ich Thomas Rathnow von Random House danken, der mit viel Geduld auf dieses Buch wartete, das ich eigentlich viel früher hätte schreiben sollen. Er hat nie aufgehört, an dieses Buch zu glauben. Ohne ihn wäre nichts möglich gewesen. Ich danke Annette Anton für ihre sensible und einfühlsame Lektorierung des Textes und für die wichtigen Gespräche, die wir miteinander hatten und die mir das Gefühl gaben, gut aufgehoben zu sein.

Ich danke all den Menschen in den letzten Jahren, die mir in Israel und Palästina Einblicke ermöglichten, die ich ohne sie nicht hätte haben können. Zu ihnen gehört das gesamte ARD-Team in Tel Aviv, Gaza und Hebron, sowie viele Freunde und Bekannte, insbesondere Miki Sohar, Alon Ben David, Dana Weiss, Carlo und Julia Strenger, Shlomit und Assaf Ashkenasi, Anita Haviv, Orit und Rami Amit, Uri Schneider, Natan Sznaider, Yifaat Weiss und Anshel Pfeffer. Dass ich meine palästinensischen Freunde hier nicht erwähne, hat Gründe, aber sie wissen, dass ich ihnen sehr zu Dank verpflichtet bin.

Und ich danke ganz besonders meinen Freunden Sabine Hering, Lo und Heiko von Gienanth, Yvonne Marianowicz, Tina Hassel, Mima Speier, Louis und Ilana Lewithan, Silvia und Samuele Dadusc, Timna Brauer, Rita Russek, Harry Tschebiner und Lilly Otscheret-Tschebiner, Dieter und Simone Graumann, Yves Kugelman, Benny Levensohn und Maximilian Teicher.

Und last, but definitely not least bin ich meiner gesamten Familie tiefen Dank schuldig, mehr als ich es hier in Worte fassen kann.

Tel Aviv, Januar 2018

»Der historische Tag war der siebte Tag, an dem wir zu entscheiden hatten, was uns dieser Krieg bedeutete. Ein Eroberungskrieg oder ein Verteidigungskrieg? Wir waren plötzlich im Besitz des ganzen Landes, und da entschieden wir: Es war ein Eroberungskrieg. Das hieß, dem palästinensischen Volk das Recht und die Möglichkeit auf nationale Selbstständigkeit zu rauben.«

Yeshayahu Leibowitz (geb. 1903 in Riga, gest. 1994 in Jerusalem), Naturwissenschaftler und Religionsphilosoph

Einführung

1948–2018. Siebzig Jahre und kein Ende in Sicht

Nie werde ich diesen Tag vergessen. Ein warmer Frühlingstag in München, Anfang Juni. Ich war gerade aus der Schule nach Hause gekommen, war wie immer als erstes in mein Zimmer gegangen, um die Schultasche abzulegen, um dann mit meinen Eltern in der Küche gemeinsam zu Mittag zu essen. Doch meine Mutter war sofort in mein Zimmer gekommen, ich hatte meinen Schulranzen noch in der Hand. Sie sah mich sehr ernst an und sagte nur: »In Israel ist Krieg. Die Araber haben angegriffen.« Es war der 5. Juni 1967, ich war zehn Jahre alt. Ich wusste nicht genau, welche Konsequenzen dieser Krieg haben würde. Aber ich dachte sofort an Napalm und verbrannte Kinder – Bilder aus dem Vietnamkrieg, die bei uns täglich während des Abendessens über den Schwarz-Weiß-Fernseher ins Wohnzimmer eindrangen. Diese Bilder kannte ich gut, sie gehörten zu meinen Kinder- und Jugendjahren wie eine Hintergrundmusik im Kino, eine Art Leitmotiv. Man nimmt sie kaum wahr, doch sie ist immer da. Der Vietnamkrieg. Irgendwie nah und doch weit weg. Vietnam. Wo lag das? Zum Glück waren da keine Juden und keine Deutsche involviert, keine Nazis, sondern Amerikaner, und die waren doch schließlich die Guten, hatten die nicht Hitler besiegt und somit meinen Eltern das Leben gerettet? Dass sowohl mein Vater als auch meine Mutter von der Roten Armee gerettet wurden, hatte ich zwar gehört, schließlich waren meine Eltern in Konzentrationslagern der Nazis in Osteuropa gewesen, aber ich wusste auch, dass meine Eltern nach dem Krieg zweimal vor den Kommunisten aus der Tschechoslowakei und Ungarn fliehen mussten, ehe sie endlich im Westen ankamen. Und dass die Russen Antisemiten waren, das hatte

ich auch gehört. Und dass sie Frauen in den befreiten KZ vergewaltigt hatten, das auch. Also: die USA. Nur die USA. Und die USA waren in der Tagesschau, aber vor allem waren sie im Radio täglich präsent mit der heißesten Musik, die man in Deutschland hören konnte. Im AFN, dem amerikanischen Armeesender. AFN prägte meine Generation in Deutschland. Wolfman Jack war unser Idol. Denn in Deutschland, da gab's nur Vico Torriani, Peter Alexander und Lou van Burg. Also, was konnte schlecht an den USA sein? Amerika war der Garant für Freiheit und Zukunft. Ein Land mit vielen Juden und ohne Antisemitismus, davon war ich überzeugt. Also mussten die GIs im Vietnamkrieg auch für die gute Sache kämpfen. Ich erschrak zwar, wenn ich brennende Kinder sah, aber ich konnte kaum glauben, dass die USA dafür verantwortlich waren, und wenn, dann geschah dies wohl eher aus Versehen als mit Absicht. So dachte ich damals.

Aber letztendlich waren Franz Beckenbauer und Gerd Müller, Pierre Brice und Lex Barker in meiner Welt einfach wichtiger als irgendein Krieg, den ich nicht begriff, Lichtjahre von uns entfernt. Nun aber: Krieg gegen Israel. Ich hatte keine Vorstellung, welche Konsequenzen er weltpolitisch möglicherweise haben würde. Aber dass es um das Überleben des jüdischen Staates ging, dass dieser Krieg auch das Leben meiner Familie betraf, das war mir sofort klar. Und so ließ ich den Schulranzen in meiner Hand einfach auf den Boden fallen und blickte meine Mutter unsicher an. Ich war gerade mal ein halbes Jahr zuvor das erste Mal in Israel gewesen, mit meinem Vater, wir wohnten bei seiner Cousine Piri im Galil und reisten durch das Land. Ich besuchte all die Orte, die ich aus dem Religionsunterricht und dem Gebet kannte. Nur den Tempelberg mit der Klagemauer, dem Stück Westmauer des Zweiten Tempels, den konnte ich nicht besuchen. Er lag in Ostjerusalem, war damals noch in jordanischer Hand. Ich stand mit meinem Vater an der stacheldrahtüberzogenen Grenzlinie zwischen West- und Ostjerusalem, ganz in der Nähe des Mandelbaumtors, da deutete mein

Vater in Richtung des Tempelbergs und sagte: »Eines Tages, wenn der Meshiach (Messias) kommen wird, dann werden wir beide dort stehen und beten.« Wir beide ahnten nicht, dass es gerade mal ein halbes Jahr dauern würde, bis sein Wunsch Realität würde.

Der Meshiach kam im Juni 1967 in Gestalt zweier Militärs: Verteidigungsminister Moshe Dayan, der Mann mit der Augenklappe, und Generalstabschef Yitzhak Rabin, der spätere Premierminister. Beide wurden als Helden gefeiert. Sie hatten nicht nur den Sechstage-Krieg gewonnen und die jüdischen Heiligtümer und biblisch bedeutenden Orte nach 2000 Jahre Diaspora wieder in jüdische Gewalt gebracht, sie hatten vor allem den Untergang Israels verhindert. Allen Juden weltweit, selbst mir, dem zehnjährigen jüdischen Kind, war die Drohung des ägyptischen Herrschers Gamal Abdel Nasser ständig im Ohr gesessen: »Wir werden die Juden ins Meer werfen.« Viele Jahrzehnte später entdeckte ich in einem Filmarchiv Bilder von Tel Aviv wenige Tage vor Kriegsausbruch. Am Strand: kein Mensch. Auf den Straßen: kaum jemand. Später, als Journalist, interviewte ich Freunde, Bekannte, ältere Verwandte, wie das damals war in den Tagen vor dem Krieg. Und fast einhellig erhielt ich die gleiche Antwort: »Wir dachten, jetzt ist es vorbei. Die Shoah haben wir überlebt, aber jetzt, jetzt ist es endgültig aus.« In der Euphorie, die die gesamte jüdische Welt nach dem Krieg erfasste, dachte niemand mehr daran, dass nur kurz zuvor das Schicksal des jüdischen Staates besiegelt zu sein schien.

Als meine Mutter mir an jenem Mittag sagte, in Israel herrsche Krieg, müssen sie und mein Vater dieselbe Angst verspürt haben wie alle Juden rund um den Globus. Natürlich hingen wir von dem Augenblick an nur noch vor dem Fernseher und am Radio. Mein Vater wechselte die Frequenzen, um in allen Sprachen, derer er mächtig war, neue Informationen zu bekommen. Wir versuchten, unsere Verwandten in Israel zu erreichen, doch das war damals keine einfache Angelegenheit, und häufig sagte uns das »Fräulein vom Amt«, man käme nicht durch, die Leitung sei unterbrochen.

Für meine Familie hatte der Krieg unmittelbare Auswirkungen. Meine Schwester sollte Mitte Juni in München heiraten, die Hochzeitsvorbereitungen waren längst in vollem Gange. Aber nun was tun? Kann man eine große Hochzeit feiern, wenn man nicht weiß, ob Israel vernichtet wird? Und selbst wenn nicht, wie viele Tote wird es geben? Wie viele tote Freunde, Verwandte? Meine Eltern wandten sich an den Rabbiner der jüdischen Gemeinde in München, der entsprechend des Religionsgesetzes entschied, man könne eine »Simche«, ein Freudenfest, nicht so ohne weiteres absagen. Aber man solle das Fest auf ein Minimum reduzieren, nur das Nötigste. So entschieden, so getan. Meine Eltern mussten die gebuchten Räumlichkeiten, in denen nach der Hochzeit die große Party hätte stattfinden sollen, wieder absagen. Die deutschen Veranstalter waren sehr nett und hatten großes Verständnis für die Situation. Man entschied, ausschließlich in der Synagoge zu feiern und keine Musikkapelle zu engagieren. Als meine Schwester schließlich heiratete, war der Krieg schon vorbei, der Sieg triumphal und die Freude in der Gemeinde riesig. Die Hochzeitsfeier fiel zwar bescheiden aus, aber sie war nach dem Sieg Israels dementsprechend stimmungsvoll.

Keinen Monat nach dem Sechs-Tage-Krieg stand ich mit meinem Vater an der Klagemauer, um zu beten. Mein Vater, Jahrgang 1920, konnte seine Tränen nicht zurückhalten. Für seine Generation war die Eroberung des Tempelbergs, des Grabes der Stammutter Rachel bei Bethlehem und die Eroberung der Grabstätten von Abraham und den anderen Stammvätern und -müttern in Hebron mehr als ein Wunder. Keine 25 Jahre zuvor waren mein Vater und meine Mutter aus den Lagern der Nazis befreit worden, die Eltern, die Geschwister und viele weitere Verwandte in den Gaskammern und Krematorien von Auschwitz in Asche und Rauch aufgegangen. Und nun stand er da, mein Vater, das chassidische Kind aus dem Stetl, zusammen mit seinem kleinen Sohn und betete an der Westmauer des Zweiten Tempels, der hier vor

2000 Jahren gestanden hatte. Wir waren durch den arabischen Suk zur Klagemauer gelangt, so wie man auch heute dorthin kommen kann. Damals aber war der Suk noch nicht touristisch-folkloristisch, noch nicht picobello sauber und hell. Der gesamte Suk starrte vor Dreck und war vor allem dunkel. Denn überall hingen schwere Teppiche über uns als Schutz gegen die Sonne, damit es im Bazar schön kühl bleibt. Die arabischen Ladenbesitzer starrten uns an, die Fremden in ihren Jeans und Polohemden. Da trafen in der Tat zwei Welten aufeinander. Wir waren fasziniert vom »wahren Orient«, und die Araber hatten wohl in erster Linie Angst. Natürlich wussten diese Palästinenser noch nicht, was die israelische Besatzung für sie bedeuten würde. Niemand wusste das. Selbst die Israelis nicht, wir Diasporajuden schon gar nicht.

In den ersten Jahren schien ja auch alles so einfach. Israel brachte den Palästinensern Wohlstand und Fortschritt. Und sie nahmen dies auch dankbar an, das muss gesagt werden. Israelis reisten mit Begeisterung in die besetzten Gebiete, die ja das eigentliche biblische Israel waren. Sie besuchten die jüdischen Heiligtümer, die biblischen Orte, kauften in den palästinensischen Städten ein oder gingen dort zum Essen. Beide Seiten profitierten voneinander. Es war, scheinbar, eine goldene Zeit. Ich erinnere mich nur zu gut, wie selbstverständlich das war, bis weit in die achtziger Jahre am Nachmittag in Jerusalem zu sitzen und mit einigen Freunden einfach so mal schnell nach Hebron zu fahren, um dort Kaffee zu trinken in diesem kleinen arabischen Lokal, wo man auch hervorragendes Knäffe bekam. Und wer aus meiner Generation erinnert sich nicht an die wunderbaren Fischrestaurants an den Stränden von Gaza oder an Nuëba, unten an der Sinai-Halbinsel, wo man mit seiner Freundin, ein paar Kumpels, einer Flasche Wein und einer Gitarre am Strand lag und den schönsten und billigsten Urlaub machte, den man sich nur wünschen konnte.

Die Siedlungspolitik, die parallel anlief, die Terroranschläge, die es immer wieder gab, die Flugzeugentführungen der siebziger

Jahre, sie waren eine bedrohliche Kulisse, von der man sich aber nicht abhalten ließ, dieses neue, größere, unbesiegbare Israel zu genießen. Dass die Araber und insbesondere die Palästinenser immer noch die Zerstörung des Staates Israel wollten, war »klar«. Der Yom-Kippur-Krieg 1973 machte das deutlich spürbar. Und es zeigte sich, dass Israel eben doch nicht so unverwundbar war, wie das eigentlich alle nach 1967 glauben wollten. Mehr als 2500 israelische Soldaten fielen, so viele wie nie zuvor und bislang nie danach in einem Krieg.

Die ersten Siedlungen wurden von den meisten Israelis als nettes, harmloses Unternehmen einiger religiöser Eiferer gesehen. Vor allem nach dem Yom-Kippur-Krieg begann die Siedlerbewegung »Gush Emunim« mit Macht darauf zu drängen, in den eroberten Gebieten Siedlungen zu gründen. Es war, neben religiös-messianischen Gründen, auch ein Versuch, ein politisch-ideologisches Gegenmodell zu entwerfen, das dem sozialistischen Zionismus, der immerhin die Staatsgründung durchgesetzt, aber nach dem katastrophalen Krieg von 1973 mental und ideologisch abgedankt hatte, etwas Positives entgegensetzen sollte. Denn das ganze Land befand sich in einer kollektiven Depression. Israel hatte den Yom-Kippur-Krieg faktisch gewonnen, doch die hohen Verluste, der Überraschungsmoment, das Versagen der Geheimdienste, das gescheiterte Verteidigungskonzept am Suezkanal, die Unfähigkeit der Politiker, allen voran Premierministerin Golda Meir, weise zu planen und mit der Situation umzugehen, verunsicherte die Israelis zutiefst. Mehr noch als während des Unabhängigkeitskriegs 1948, als man ja wusste, dass es um alles oder nichts ging und ein Überleben keineswegs gewährleistet war. So schaute man 1948 nur nach vorn. In den Jahren nach 1967 aber hatte sich eine sträfliche Überheblichkeit über das Land gesenkt. Die Demütigung, die die arabischen Armeen erfahren hatten, die Leichtigkeit des Sieges, die Rückkehr der Heiligen Stätten in jüdische Hand, ließen das Land vor Stolz und Prahlerei und Überzeugung erstarren. Umso tiefer

geriet dann der moralisch-emotionale Sturz nach dem 73er-Krieg. Und so waren die jungen Männer, die voller Verve und religiöser Inbrunst siedeln wollten, ein Hoffnungsschimmer. Ein Hoffnungsschimmer, dass der Elan der Anfangsjahre des Zionismus nicht erloschen war, dass der Traum weiterginge. Es gab natürlich kluge Visionäre, die bereits damals wussten, dass die Siedlungspolitik ein Krebsgeschwür in der israelischen Gesellschaft werden würde, dass Israel sich neue, nahezu unlösbare Probleme aufbürdet. Der große Religionsphilosoph Yeshayahu Leibowitz war so ein Mahner, der aber kein Gehör fand. Am allerwenigsten wollten die Politiker hören. Viele linke Politiker setzten sich zwar nicht an die Spitze der Siedlerbewegung, aber sympathisierten mit ihr offen und unbedacht, allen voran Shimon Peres, der in seinen späten Jahren nicht daran erinnert werden wollte, dass er der Siedlerbewegung überhaupt erst den Weg eröffnete, Judäa und Samaria zu erobern. Diese Politiker wollten sich in dem Glanz der jungen Männer sonnen, die dem Land als Aktivisten Mut machten, die nicht in Depression versanken, sondern ganz im Sinne der zionistischen Ideologie »anpackten«, die sich nicht der Agonie, die das Land beherrschte, ergaben.

Es ist leicht, heute die Politiker von damals für ihre Kollaboration mit den Siedlern zu verurteilen. Heute wissen wir, was aus der Siedlerbewegung geworden ist. Aber man darf nicht vergessen: Es waren anfänglich ein paar Dutzend, dann Hunderte, und erst später ein paar Tausend, die ins Westjordanland und in den Gaza-Streifen zogen (und auf die Sinai-Halbinsel und den Golan). Es waren geringe Zahlen, ein so verschwindend kleiner prozentualer Anteil der israelischen Gesellschaft, dass eben die meisten sich nicht vorstellen konnten, was da zu wachsen begann – und wohin das Israel und die gesamte Gesellschaft führen sollte.

So gut wie niemand in Israel dachte damals über das Palästinenserproblem nach, außer ein paar Politik- und Militärstrategen, die sich darüber im Klaren werden mussten, wie man mit

den Menschen im eroberten Gebiet umgehen will. Doch niemand hatte auch nur im Ansatz das Gefühl von Schuld oder Verantwortung für eine Tragödie, die bereits 1948 begonnen hatte. Wie denn auch? Die Schaffung des jüdischen Staates war nach Auschwitz eine *conditio sine qua non*, mehr noch: Sie war ein Recht, ein sechs-millionenfaches Recht. Was den Juden geschehen war, rechtfertigte alles, um einen eigenen Staat zu schaffen und damit die Möglichkeit, sich zu verteidigen, sich nie mehr in Gaskammern treiben zu lassen.

Was wussten wir Juden, egal ob in Israel oder in der Diaspora, über die palästinensische Vertreibung? Was ging sie uns an? War es denn überhaupt eine Vertreibung? Das zionistische Narrativ blieb bis in die achtziger Jahre frei von Verantwortung. Die Palästinenser hatten damals, im Unabhängigkeitskrieg – niemand kannte das Wort »Nakba«, was soviel wie Unglück, Katastrophe auf Arabisch bedeutet, und das später zum Begriff für das palästinensische Unglück von 1948 wurde – ihre Dörfer und Städte verlassen, weil die arabischen Armeen sie über Radio und Zeitungen dazu aufgerufen hatten zu fliehen. Sie sollten fliehen, damit die sieben arabischen Armeen freie Bahn hätten, die Zionisten zu vernichten. Nach dem »Endsieg« würden die Palästinenser in ihre Dörfer zurückkehren. Übrigens: Damals kannte auch noch niemand den Begriff »Palästinenser«, die nationale palästinensische Identität entwickelte sich endgültig erst nach der Nakba – und als Reaktion auf den jüdischen Nationalismus, eine eigenartige Ironie des Schicksals.

Aber selbst wenn es bereits 1967 bekannt gewesen wäre, dass die Zionisten an der Flucht der Palästinenser mit Schuld hatten, dass sie vielerorts Araber tatsächlich vertrieben hatten, dass es vereinzelt auch zu Massakern kam, es wäre egal gewesen, denn dem jüdischen Volk war nur drei Jahre vor 1948 unfassbares Leid, unsäglich, unvergleichlich Grausames angetan worden. Ein knappes Drittel des jüdischen Volkes war ausgerottet worden. Was spielte es da für

eine Rolle, wenn 700 000 Araber aus Palästina fliehen mussten, damit Juden einen sicheren Hafen für alle Ewigkeit hätten? Welche Rolle spielten da vielleicht auch einige Massaker angesichts von sechs Millionen jüdischen Menschen, die von den Nazis und ihren europäischen Handlangern abgeschlachtet worden waren? Das klingt zynisch? So wurde das nicht gesehen. Das Unrecht an den Palästinensern, es hätte keine Rolle gespielt. Denn jeglicher Vergleich mit dem Holocaust war und ist unmöglich, jegliche Analogie war und ist irrsinnig und zeugt lediglich von völliger Ignoranz historischer Fakten oder aber von einer antisemitischen Haltung all jener, die diesen Vergleich ziehen.

Was 1948, aber auch noch 1967 und später, nicht erahnt werden konnte war, dass diese »Vergleichssituation« eines der großen Dramen des Konfliktes zwischen Palästinensern und Israelis werden würde. Wie gesagt, die Nakba ist nicht einmal im Ansatz dem Holocaust gleichzusetzen. Aber das subjektive Erleben der Menschen, das kollektive Narrativ stellt bei den Palästinensern die Nakba als ihre eine, einzigartige Katastrophe dar, so wie das im jüdischen Narrativ die Shoah ist. Nur, wer ist das größere Opfer, wer hat mehr gelitten, wer hat mehr Unrecht über sich ergehen lassen müssen? Natürlich das jüdische Volk. Aber spielt das eine Rolle, wenn man vom eigenen Schmerz übermannt ist und diesen als den einzig wahrhaftigen Maßstab für Leid wahrnimmt? Kann man einem vertriebenen Palästinenser von 1948, der womöglich noch einen Teil seiner Familie verloren hat, vermitteln, dass die Juden Schlimmeres erlitten hatten als er? Es wäre ein erster Schritt raus aus der Tragödie dieses Konflikts, wenn Palästinenser dies endlich anerkennen könnten – und im Gegenzug die Israelis allerdings auch das Leid, den Schmerz, den Verlust der Palästinenser und das Unrecht, das ihnen von Israel angetan wurde. Doch davon sind wir immer noch weit entfernt, selbst wenn die »Neuen Historiker« Israels in den achtziger Jahren, nach der Öffnung der Archive, den Unabhängigkeitskrieg in seiner Gesamtheit untersuchen konnten

und mit ihren Veröffentlichungen die israelische Gesellschaft darüber aufzuklären begannen, dass Israel sehr wohl einen Teil der Verantwortung für das Leid der Palästinenser trägt.

Und immerhin, in gebildeteren Kreisen der Palästinenser wird inzwischen der Holocaust nicht mehr geleugnet, wie das früher üblich war, wenngleich die Anerkennung der Shoah als historischer Fakt immer einhergeht mit dem Satz: »Na und? Warum mussten wir Palästinenser für den Antisemitismus der Europäer bezahlen?« Doch auch jetzt noch, 2018, siebenzig Jahre nach der Staatsgründung Israels, siebenzig Jahre nach der Nakba, ist immer noch kein Ende des Konflikts abzusehen. Eine gegenseitige Anerkennung des Leids und der Rechte des jeweils anderen liegt in weiter Ferne.

Zeitsprung: 1987 verbrachte ich mehrere Monate für ein Forschungsprojekt in Jerusalem. Es war das erste Mal, dass ich nicht nur für einen Urlaub nach Israel gekommen war, sondern um dort zu leben. Jerusalem war damals eine offene Stadt. Gerade noch. Israelis gingen nach Ostjerusalem, Palästinenser waren in Westjerusalem zu sehen. Eine Bekannte, die an der Hebräischen Universität Professorin für jüdische Folklore war, hatte ein schweres Leiden, für das sie nur in Europa die richtigen Medikamente bekam. Sie wurden ihr regelmäßig zugeschickt. Ihr palästinensischer Gemüsehändler im Ostteil der Stadt hatte dasselbe Leiden, sein Arzt bestätigte ihm, dass er dieselben Medikamente benötigte wie seine israelische Kundin. Doch er konnte sich diese nicht leisten. Also besorgte ihm Galit die Tabletten und bekam dafür von ihm auf alles, was sie kaufte, einen Rabatt. Man verstand sich, man half sich, alles schien so normal. Schien.

In jenem Sommer 1987 erschien David Grossmans Buch *Der gelbe Wind*. Grossman war durch die besetzten Gebiete gefahren, hatte Palästinenser besucht, mit ihnen geredet, ihre Gefühlswelt erforscht. Sein Bericht traf einen Nerv. Und so mancher Israeli war alarmiert. Denn Grossman prophezeite, dass die Ruhe bald

vorbei sein, dass bald ein Sturm losbrechen könnte, der alles, alles verändern würde. Die ruhigen Jahre der Besatzung wären dann wohl vorbei. Längst war das Siedlungsprojekt zum Politikum geworden, spätestens nach 1977, als zum ersten Mal ein Rechter Ministerpräsident wurde, Menachem Begin. Die Linke, die seit Staatsgründung an der Macht war, hatte zum ersten Mal Wahlen verloren. Menachem Begin, aber vor allem Ariel »Arik« Scharon, unter Begin zunächst Landwirtschafts-, dann Verteidigungsminister, trieb das Siedlungsprojekt voran. Er überzog das gesamte Westjordanland mit immer neuen Siedlungen, die wie Pilze aus dem Boden schossen. Die Siedlerbewegung fühlte sich im Recht. Das Westjordanland war das biblische Israel, auf dieses Land hatte man vielleicht noch mehr Anrecht als auf den Teil, der bereits israelisches Staatsgebiet war. Man argumentierte natürlich auch mit Sicherheitskriterien. Israel brauchte dringend »Tiefe«, um mögliche Angriffe in Zukunft besser abwehren zu können. So unsicher wie 1967 wollte man sich nie wieder fühlen. Inzwischen war bekannt, dass Israel den Sechs-Tage-Krieg gewonnen hatte, weil es ihn mit einem Überraschungsangriff begonnen hatte. Aufgrund seiner geografischen Winzigkeit hatte Israel stets die Militärdoktrin befolgt, einen Krieg tief in das Land des Feindes hineinzutragen. Die Gefahr, überrollt zu werden, wenn es einem arabischen Heer gelingen sollte, ins Staatsterritorium einzudringen, war einfach zu groß. Welche Konsequenzen das haben könnte, sah man doch 1973, als die ägyptische Armee über den Suezkanal setzte und die Bar-Lev-Linie, die Verteidigungslinie, überrannte. Während die Sinai-Halbinsel dem Land eine gewisse Tiefe gab und somit auch Zeit, um mehr Truppen in Richtung Suezkanal zu bewegen, war die Lage auf dem Golan dramatischer. Die syrische Armee hatte ebenfalls angegriffen und die viel zu geringe Anzahl an Panzern, die Israel dort stationiert hatte, musste einer Übermacht der Syrer standhalten, bis endlich Verstärkung kam. Wenn dies nicht gelungen wäre, wären die Syrer im Nu am See Genezareth gewesen

und somit mitten in Israel. Mit einem normalen Auto fährt man vom Ufer des Sees in etwa dreißig bis sechzig Minuten hinauf auf den Golan, je nachdem, wo man genau hinwill. Ein Katzensprung also.

Tiefe, geografisch-militärische Tiefe wollte Israel. Und dann war da noch die Sache mit Gott. Mit seinem Versprechen, dass dieses Land dem Volk Israel verheißten ist. Zweitausend Jahre war das jüdische Volk von diesem Land getrennt. Wobei das so genau nicht stimmt, denn es hatten fast immer Juden in dem Land gelebt, das jahrhundertlang Palästina genannt wurde, für das jüdische Volk aber immer nur »Eretz Israel« war, das Land Israel. Dennoch – man hatte im ersten Jahrhundert nach Christus die Herrschaft über das Land endgültig verloren. Titus hatte 70 n. Chr. den jüdischen Tempel zerstört, und drei Jahre später war auch die Festung Massada erobert, wo ein letzter Rest an jüdischen Widerständlern kollektiv Selbstmord beging, um nicht in römische Sklaverei zu geraten. Bis heute ist die Losung der israelischen Armee, ja, des gesamten Volkes mit diesem historischen Ereignis verbunden: »Massada darf nicht wieder fallen!« Oft werden israelische Rekruten nach ihrer Grundausbildung auf dem Plateau der Festung Massada feierlich vereidigt. Sie bekommen den T'nach, die heiligen jüdischen Schriften, gleichzeitig mit ihrer Waffe überreicht. So sollen sie sich als Verbindungsglied zwischen der jüdischen Geschichte damals und heute verstehen, mit dem Auftrag, nie wieder einen Churban, eine totale Zerstörung, zuzulassen.

Also die Sache mit Gott. Warum hatten Juden in der Diaspora nicht schon in früheren Jahrhunderten versucht, zurückzukehren nach Zion, nach Jerusalem? Warum hatten sie nicht früher versucht, einen jüdischen Staat zu gründen?

In den Schriften hieß es stets, dass ein neuer jüdischer Staat erst mit der Ankunft des Messias entstehen würde. Nur zur Erinnerung für den nichtjüdischen Leser: Während das Christentum glaubt, der Messias, der Erlöser, sei bereits in der Person Jesu



Richard C. Schneider

Alltag im Ausnahmezustand

Mein Blick auf Israel

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04329-0

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: März 2018

Innerlich zerrissen und von außen bedroht: Wie sieht Israels Zukunft aus? - Einer der besten Kenner des Landes berichtet

»Alltag im Ausnahmezustand« ist das Porträt eines Landes, das hin- und her gerissen ist zwischen Normalität und Ausnahmezustand, zwischen Konsum und Krieg, zwischen der Sehnsucht nach Frieden und dem Bedürfnis nach Sicherheit.

Richard C. Schneider bereist als Journalist seit über 30 Jahren den Nahen Osten und war von 2006 bis 2015 als Leiter und Chefkorrespondent des ARD-Studios Tel Aviv verantwortlich für Israel und die palästinensischen Gebiete. In seiner Analyse konzentriert er sich vor allem auf die komplexe und komplizierte Entwicklung der israelischen Gesellschaft in den vergangenen Jahren. Zwischen Hightech-Hub und religiösem Fundamentalismus droht die israelische Gesellschaft in jeder Richtung extremer und radikaler zu werden, nicht zuletzt auch durch die Bedrohungen von außen.



[Der Titel im Katalog](#)